

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Band: 4 (1920)
Heft: 11-12

Artikel: Zur Schriftfrage
Autor: Löw, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wesen, wird Bohnenblust nicht bestreiten wollen, daß damit dieser Haß zur amtlich anerkannten Macht wurde, auch nicht, und den Nachsatz Blochers: „Wir freuen uns, daß in keiner Stadt der deutschen Schweiz etwas Derartiges auch nur denkbar wäre“, den hat er nicht nachgedruckt. Dafür wiederholt er nochmals den Satz: „Wir sind geschlagen . . .“ und spielt dann den Naiven: „Wo in aller Welt sind wir denn geschlagen? Sind wir nicht sozusagen Schweizer?“ Er kann sich diese scheinbare Naivität gestatten; denn den vorausgehenden Hinweis des Verfassers, daß er hier „über unsere Landesgrenzen“ hinaus blicke, den hat er weislich übersprungen. Es ist unmittelbar vorher von der deutschen Sprache die Rede, und das „wir“ heißt hier nicht „wir Deutschschweizer“, sondern „wir Deutschsprechende“, aber das darf sein gläubiger Zuhörer und Leser auch nicht erfahren. Daß endlich R. F. Meyer „Genf als seine wahre geistige Heimat“ bezeichnet hat, ist ja schon richtig, aber in diesem Zusammenhang irreführend; anderswo (1885) schreibt dieser „Meyer de Genève“ voller Begeisterung: „Und die Deutschen oder wir Deutsche sollen unzweifelhaft ein großes Volk werden.“ Auf Bohnenblusts schlau-naive Frage: „Sind wir nicht sozusagen Schweizer?“ würde Meyer also antworten: „Sind wir nicht sozusagen Deutsche?“ Sollen wir etwa gar noch Gottfried Keller anführen, der einmal den Gedanken geäußert, die Schweiz könnte vielleicht wieder einmal „zum Reiche zurückkehren“, der das Bedürfnis fühlte, „Schweizer und Deutscher sein zu dürfen“. Mit einzelnen Aussprüchen kann man so ziemlich alles „beweisen“, wenn man gerade einen „Effekt“ machen will (auch wir vom Sprachverein brauchen manchmal dieses Fremdwort; denn es ist geeignet, eine weniger edle, mehr äußerliche Wirkung zu bezeichnen).

Stellen wir uns den Fall einmal umgekehrt vor: Deutschland hätte gesiegt, wie es zuzeiten den Anschein hatte — hätte dann nicht ein Welscher, z. B. Seippel, die Worte Blochers aufs Französische anwenden können, und hätte Bohnenblust das dann auch ein kindliches Vergnügen, eine Bemühung von fraglichem Geschmacke und ein Unrecht genannt? Jedenfalls wäre es keinem vom Sprachverein eingefallen, darüber zu spotten.

Es ist ja sicher ganz gut, wenn die R. S. G., um bei Bohnenblusts Bilde zu bleiben, ihre Posten am alten Graben stehen läßt und dafür sorgt, daß er nicht immer wieder aufgerissen oder, wenn schon, doch immer wieder zugeschüttet werde; der Deutschschweizerische Sprachverein will mit seinem jährlich wiederkehrenden Berichte über „Deutsch und Welsch“ nur dafür sorgen, daß der Graben nicht ausschließlich auf Kosten der deutschen Schweiz zugeschüttet werde, im übrigen hat er seine Posten anderswo, d. h. er hat eine andere Aufgabe: er sorgt, daß der Zusammenhang mit dem großen deutschen Sprach- und Kulturgebiet nicht unterbrochen werde. Beide Aufgaben können recht wohl nebeneinander bestehen; bei den Lösungsversuchen mögen auf beiden Seiten Uebertreibungen vorkommen; darüber den andern gesamthaft zu verkennen und sich ihm als den „einzig richtigen“ hinzustellen, ist Pharisiäerart.

Zur Schriftfrage.

Es gilt gewöhnlich als ausgemacht, daß der Freund der deutschen Sprache auch Freund der deutschen Druck- und Schreibbuchstaben sein müsse. Das trifft bei mir jedenfalls nicht zu. Ich ziehe die Altschrift der Ecktschrift vor.

Was zur Verteidigung der Ecktschrift angeführt wird, ist meist nicht stichhaltig:

1. Der Name „deutsche Schrift“ ist insofern irreführend, als diese Schrift nicht besondern deutschen Ursprung aufweist. Zu einer Zeit, wo sich die meisten andern Völker von der Mönchsschrift zurückfanden zur ursprünglichen Buchstabenform, war das deutsche Volk so zerrissen, daß es sich nicht auch dazu aufraffen konnte. Jener selben Zeit verdanken wir ja auch unsere verworrene Rechtschreibung.

2. Die Ecktschrift hat sich nicht der deutschen Sprache angepaßt, sondern höchstens der deutschen Rechtschreibung, sonst wäre sie z. B. fähig gewesen, für die Laute ch und sch eigene Buchstaben zu bilden. Die deutsche Rechtschreibung ist aber nicht besonders schutz- und erhaltungswürdig.

3. Auch die Altschrift gestattet persönliche Ausprägung der Schrift. Auch die Altschrift ist entwicklungsfähig, wenn man sie sich entwickeln lassen will.

Als besondere Vorteile der Altschrift lassen sich anführen:

1. Der deutschsprechende Schüler braucht nur eine Schrift zu erlernen und gewinnt Zeit für andere Dinge, vornehmlich deutsche Sprachkunde.

2. Die deutsche Sprache wird Fremden leichter zugänglich, wenn sie nicht vorerst eine neue Schrift bewältigen müssen. Das ist zweifellos für das Ansehen und die Verbreitung des Deutschtums von Bedeutung.

Warum sollen wir an etwas festhalten in der Meinung, es sei etwas ausgeprägt Deutsches, wohingegen es, genau betrachtet, nur ein Stück deutscher Rückständigkeit ist, das unserem Bildungswesen und der Geltung unserer Sprache schon viel geschadet hat und vielleicht noch viel Schaden wird.

Dr. Karl Löw.

Vom Büchertisch.

Deutsche Sprachschule für Berner von Otto von Greperz und Dietland Studer. Volksschulausgabe (4. Aufl.). Bern, A. Francke.

„Sprachschule“, wie sich das schon ganz anders anhört, herzhafter und schaffensfroher als das alte, dürchholzige „Grammatik“. Man sieht dabei die zwei oder drei Duzend Subenaugenpaare ordentlich unternehmend blitzen, entschlossen, auch noch die hintersten Sprachgeheimnisse zu durchdringen.

An der uns vorliegenden nagelneuen Volksschulausgabe dieser deutschen Sprachschule wäre vorab die Einschränkung in der Ueberschrift („für Berner“) zu bemängeln. Denn wie langjährige Erfahrung gezeigt hat, bringt sie nicht nur den auf Müngers Umschlagbild so überzeugend eifrig geschilderten jungen „Mützen“, sondern auch heranwachsenden Helvetiern anderer Kantone Nutzen und erst noch Vergnügen. Mag sein, daß etwa Basler oder Zürcher Schüler dem „urchigen“ Berndeutsch ab und zu einmal ratlos gegenüberstehen. Aber die Nachbargebiete rund ums Bernerland könnten ohne wesentliche Schwierigkeit durchkommen und sollten es auf jeden Fall versuchen. Dies gar nicht einmal deshalb, weil die Sprachschule sich in ihrer Heimat nun als verbindliches Lehrmittel durchgesetzt hat, sondern weil diese Neubearbeitung der frühern „Vorstufe“ ein ganz prächtiges, lustiges und überdies von der ersten bis zur letzten Seite wohl durchdachtes Lernbuch geworden ist. Es war ein glücklicher Gedanke, die echt kindertümlichen und immer anregenden Auffächchen, die Dietland Studer zusammengestellt hatte, gerade in die Sprachübungen hinein-zuziehen, die sich nun vergnüglich unterhaltsam, fast wie „Geschichten“ anhören. Daß ein Lesebuch nicht unbedingt sterbenslangweilig zu sein braucht, ist endlich allgemeiner Einsicht zugänglich geworden. Aber warum soll denn eine